

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 282 Bydgoszcz / Bromberg, 10. Dezember 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(22. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Vic schweigt und beginnt zu verstehen. Doch die Gedanken des langen Gus, der stumm und aufmerksam die Vorgänge beobachtet hat, gehen noch weiter, finden erschreckende Zusammenhänge. Denn er weiß, daß die schöne Estrellita, in deren Netzen Frank unrettbar hängt, ein Werkzeug Legueiros ist.

„Leßner", stört er brutal das selige Schauen des Entrückten, „wir sind nicht hierhergekommen, um Estrellita tanzen zu sehen. Es geht um Sein oder Nichtsein der Dodson Company, an der ja schließlich notgedrungen auch Sie ein Interesse haben müssen. Hören Sie! Ein verdammter Schwindler ist plötzlich aufgetaucht, der den Grundbesitz unseres Ranchero Noques für sich beansprucht. Bis zur Klärung der Sache ist unser Pachtvertrag null und nichtig."

Frank wird aufmerksam, reißt mit Mühe seine Augen von der Tänzerin. „Das kann ja lange dauern! Gut, daß ich mich nur für drei Monate verpflichtet habe!"

Gus überhört absichtlich den Einwurf, obwohl er ihm das Blut ins Gesicht treibt. „Hinter der Sache steckt natürlich dieser verdammte Legueiro. Von selbst kommt dieser Mestize Jimenes aus Tuxpan nicht auf eine solche Idee. Er ist knapp vor uns aus Tuxpan verschwunden, ich wette, Legueiro hält ihn hier in Tampico verborgen."

„Also der Mann ist bei . . ." fast unhörbar, fast wie einen Seufzer der Erleichterung sagt Frank diese Worte. Aber Gus hat sie trotzdem gehört, trotz des donnernden Beifalls, der die abgehende Tänzerin begleitet und in den Frank mit toller, ausgelassener Freude einstimmt.

„Dieser Mann", packt Gus mit harten, schweren Worten den Faden des Gesprächs, „dieser Mann muß natürlich gefunden werden!"

„Sie haben ganz recht, Mister Jensen", lacht ihm Frank ins Gesicht, „suchen Sie ihn nur!" Er steht auf und folgt Estrellita.

Vic wirft einen scheuen Seitenblick auf Jensen und ist auf einen Wutausbruch gefaßt. Aber Gus reckt und dehnt seinen Oberkörper und unterdrückt ein Gähnen. „Hören Sie, Vic, ich bin todmüde. Sie werden wohl noch mit Ihrem verrückten Freund beisammenbleiben wollen. Vielleicht gelingt es Ihnen, ihm seinen Kopf, den die Kleine ganz verdreht hat, wieder ein wenig zurechtzusetzen. Ich gehe schlafen. Gute Nacht!"

Mit müden, schläfrigen Schritten tappt er zum Ausgang. Kaum steht er auf der Straße, geht eine erstaunliche Wandlung mit ihm vor. Er rennt zu seinem Hotel, springt in Riesensätzen die Stufen hinauf. Ein kurzer telephonischer Anruf bestellt sein Auto mit vollen Benzintanks vor die Tür des Hotels. Trällernd und pfeifend entledigt er sich in Hast seines Abendanzuges, fährt in die alte, verwaschene Kampmontur. Der Inhalt des Koffers fliegt auf den Teppich, aus seinen tiefsten Tiefen holt er den alten Coltrevolver heraus. „Junge, Junge", er schaut ihn fast liebevoll an, „ich glaube, es gibt wieder Arbeit für uns. Hast ja früher oft das letzte Wort gesprochen, wenn all das Gequassel umsonst war." Mit einem Ruck schiebt er ihn in die Tasche und ist wieder der alte Gus aus den früheren, tollen Zeiten Tampicos. Ein Augenblick des Nachdenkens, dann schoppt er eine Handvoll Lederriemen in die Hosentasche und saust die Treppe hinunter. Sein Wagen steht schon bereit.

„Verschwinde, Jonny!" Er klopft dem Chauffeur auf die Schulter. „Und kein Wort von der Sache!" Schon sitzt er am Lenkrad, schon schießt der Wagen vor. Bald hat er das Weichbild der Stadt hinter sich, biegt in die schnurgerade Calle Bolivar, die in das Villenviertel führt. Mit abgeblendeten Lichtern fährt Gus ein kurzes Stück in die Washingtonstreet, dreht um, verlöscht die Scheinwerfer und verläßt den Wagen. Rasch nähert er sich dem letzten Haus, klettert mühelos über die Gartenmauer, schleicht durch den Garten und rund um die Villa. Wie ausgestorben liegt sie da, kein Geräusch regt sich, kein Lichtschein ist zu sehen. An der Rückwand ist die übliche Glasveranda mit der Ausgangstür in den Garten. Gus holt ein starkes Matrosenmesser aus der Tasche, setzt es unten an und hebt mit langsamem Zug die Tür aus den Angeln. Er erwischt sie noch, ehe sie umfällt, aber ganz ohne Geräusch ist es nicht abgegangen. Lauschend bleibt er stehen, die Pistole in der Hand; eine Tür geht, Licht flammt auf, tappende Schritte nähern sich. Gus ist hinter einem Vorhang verschwunden. Vorsichtig lugt durch einen Türspalt das verängstigte Gesicht der Dienerin Juana. Endlich wagt sie sich herein, geht zögernd zur Verandatür. „Santa Maria!" kreischt sie auf, als plötzlich ein harter Griff sie am Arm packt.

„Still, Alte!" zischt Gus und preßt ihr die Hand auf den Mund. „Es geschieht dir nichts, wenn du schweigst. Wo ist der Gast?"

Juana verdreht die Augen und zeigt mit zitterndem Finger nach oben. Gus orientiert sich mit einem raschen Blick im Vorraum, reißt die nächste Tür auf und sieht Steinstufen nach abwärts führen. Wortlos schiebt er die Alte hinab und versperrt die Kellertür hinter ihr. Keine Sekunde zu früh. Im Obergeschoß schließt sich eine Tür, die Holzstiege knarrt unter seinen leisen Schritten.

„Hallo, Juana! Hast du gerufen?"

Gus verbirgt sich an der Tür, sieht zwei nackte Füße, eine zerknitterte Leinenhose, eine braune Hand mit einer Pistole, ein Netzhemd, ein lauerndes Gesicht von oben auftauchen. Er wartet auf den günstigsten Augenblick und schleudert einen Rohrsessel nach dem Überraschten. Jimenes stürzt, mit zwei Sätzen ist Gus über ihm, kracht ihm den Pistolenknauf gegen die Schläfe. Ein paar blitzschnelle Handgriffe, ein Knebel steckt im Mund des Ohnmächtigen, seine Hände und Füße sind gefesselt. Wie einen Sack wirft

Gus ihn sich über die Schulter, verlöscht das Licht, stampft durch den Garten, springt auf die Mauer, zieht an einem Strick das leblose Bündel nach. Ein vorsichtiger Blick auf die Straße. Sie ist leer, kein Mensch weit und breit. Mit ein paar Sätzen ist er beim Wagen, legt den Betäubten hinein und fährt los.

Fünf Minuten später hält das Auto vor einer Villa in der Calle Bolivar. „Licenciado Pablo Martinez" verrät das Schild an der Gartentür. Gus läutet Sturm. Ein schläfriger Diener kommt, schaut zuerst mit mißtrauischen Blicken nach dem Störenfried, erkennt den Freund des Hauses und öffnet.

„Wecken Sie sofort Don Pablo! Ich erwarte ihn hier bei der Gartentür!"

Kurze Zeit darauf erscheint Martinez. „Was ist geschehen, Jensen?"

„Ich habe Jimenes gefunden!"

„Wo ist er?" Martinez wird lebendig.

„Betäubt und gefesselt in meinem Wagen. Schicken Sie die Dienerschaft zur Ruhe, ich bringe ihn ins Haus."

Mit Wasser und Kognak bringen die beiden im Arbeitszimmer des Advokaten den Ohnmächtigen wieder zum Bewußtsein. Martinez bewundert restlos die energische Tat Jensens und läßt seine Begeisterung durch die drohend von einem Regal herunterblickende Paragraphenreihe nicht beeinträchtigen. Hausfriedensbruch! Freiheitsberaubung! Entführung! Martinez ist aus der Zeit der Prosperity ganz andere Methoden gewöhnt.

„Er wird munter, Martinez!"

„Lassen Sie mich mit ihm verhandeln, Jensen. Mit Gewalt ist da nichts auszurichten; er muß freiwillig seinen Einspruch widerrufen und die Gefängnisstrafe wegen Irreführung der Behörden auf sich nehmen. — Wie geht es Ihnen, Señor Jimenes?" wendet er sich mit einem einschmeichelnden Lächeln an den Gefesselten, „fühlen Sie sich schon wohler?"

Verwirrt schau Jimenes um sich. „Wo — wo bin ich?"

„In den besten Händen, Señor! Es wird Ihnen kein Haar gekrümmt, wenn Sie vernünftig sind. Ohne lange Umschweife: wieviel hat Ihnen Legueiro für diesen Betrug geboten?"

„Ich kenne keinen Legueiro!"

Gus schiebt den Advokaten zur Seite und pflanzt sich drohend vor Jimenes auf: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, Jimenes, wenn Sie leugnen wollen, dann verhandle **ich** mit Ihnen!"

Jimenes wirft einen scheuen Blick auf die Fäuste, die vor seinem Gesicht pendeln, sieht die Aussichtslosigkeit seiner Lage ein. Aber zugleich weiß er auch, daß diese Männer ihn brauchen.

„Also wieviel?" drängt Gus.

„Fünftausend Pesos", lügt der Mestize.

„Schön", nimmt wieder Martinez das Wort. „Wir geben Ihnen das Doppelte, fünftausend sofort, fünftausend nach dem Widerruf Ihrer Forderung. Einverstanden?"

Jimenes nickt. Die kleine Beule an seinem Kopf hat sich bezahlt gemacht. Martinez löst die Fesseln, drückt ihm ein dickes Dollarbündel in die Hand. „Sie fahren jetzt mit uns nach Verakruz. — Haben Sie übrigens das Telephon unbrauchbar gemacht, Jensen?"

„Verdammt, nein! Das habe ich vergessen! Man kommt ganz aus der Übung!"

„Dann haben wir höchste Eile. Es ist bald vier Uhr, wenn Estrellita nach Hause kommt, ist die Hölle los!"

*

4 Uhr 15. Das Telephon im Polizeiamt von Tampico reißt den Nachtbeamten aus dem Schlummer.

„Ja? Hier Polizeiamt Tampico", gähnt er ins Telephon. Aber nach den ersten Worten des Anrufenden wird er hellwach. „Selbstverständlich, Señor Legueiro! — Si . . . si . . . si. Wird sofort erledigt!"

In den Wachtstuben Tampicos wird es lebendig. Eben ist der dringende Befehl eingegangen, alle Zufahrtstraßen und Wasserwege zu sperren und alle Fahrzeuge, die aus Tampico kommen, zu durchsuchen. Ein Menschenraub ist geschehen! Zweihundert Pesos Belohnung.

Polizeipfeifen schrillen durch den dämmernden Morgen, Polizeiboote jagen durch den Hafen und die Lagune. Berittene Guardia, mit schußbereiten Karabinern, streift außerhalb der Stadt, auf der Lauer nach dem Wagen, der die Sperre zu durchbrechen versucht. Niemand kann ungesehen Tampico verlassen.

Inzwischen rast der Wagen, nach dem Hunderte von Augen fahnden, weit außerhalb Tampicos gegen Süden.

9. Kapitel.

Im Direktionsbureau der Vulkan Company sitzt in finsterem Brüten der Präsident der Gesellschaft. Mit glanzlosen Augen starrt er ins Leere, die schlaff herabhängende Hand hält die erloschene Zigarre. Señor Porfirio Legueiro, der lebhafte, geistesschnelle, vielgewandte Politiker und Geschäftsmann, ist müde, abgekämpft. Bloomfield ist nach den Staaten gereist, um vielleicht doch noch Interesse und Geld für die Company aufzubringen. Geld vom Yankee! Aber das ist dem Präsidenten gleichgültig. Nur Geld, Geld, um das schwankende Gerüst seiner Pläne zu stützen. Unheimlich still ist es um ihn. Er glaubt, ein leises Rieseln in den Mauern zu hören, als wolle es den langsamen Verfall seiner Company vorbereiten. Unsinn, das Haus ist gut gebaut, alles nur Nerven, Einbildung. In ihm, kaum noch bewußt, bröckelt es ab, beginnt der Glaube an seinen Stern zu wanken. Zum erstenmal denkt er jede Phase, jede Einzelheit seiner Unternehmungen durch, stellt sich immer wieder die Frage: wo ist der Fehler? Und kaum gestellt, erschrickt er darüber. Ist das nicht schon Schwäche, ist das nicht schon Zweifel? Ein Legueiro macht keine Fehler! Starr ist sein Weg, klar und unverrückbar sein Ziel: ein paar Yankees verdienen in Mexiko; die nationale Sturmwoge soll sie hinausschleudern; wo sie verdient haben, sollen ein paar Mexikaner verdienen; und einer von ihnen soll Legueiro heißen!

Ist das richtig? War es klug, sich von vornherein in bewußten Gegensatz zum ausländischen Kapital zu stellen? nagt wieder die zweifelnde Stimme in ihm. Es war kein anderer Weg für einen armen Indioburschen aus Xikotencatl, weist er sie zurecht, als der Weg über die Beherrschung des Obreros und Peons. Sie machte ihn erst zum Beauftragten des Volkes, sie machte ihn zum Präsidenten einer Ölcompany, sie zeigte ihm als lockendes Endziel den Gouverneurspalast. Er kann nicht mehr heraus aus seiner Bahn. Starre, hohe Mauern stehen zu beiden Seiten seiner Straße, es gibt kein Ausbiegen, es gibt nur ein Vorwärts oder ein Zurück. Und zurück — nie!

Also vorwärts! War sein Plan nicht gut? Strömte nicht von allen Seiten Geld herein, als die Vulkan Company die Tantajuca-Option hatte? Hatte er nicht geschickt den ersten Schlag aufgefangen, als die beiden Totgeglaubten wieder auftauchten? Schien der Plan mit Jimenes nicht unfehlbar? Warum ist auch er fehlgeschlagen? Verfolgt ihn ein Verhängnis seit Dodsons Tod? Soll man sich wehren dagegen, ist noch eine Möglichkeit der Rettung? Er will an das Nein nicht glauben, kämpft einen verzweifelten Kampf gegen den Feind in seinem Innern. Aber vergebens. Nein, nein! wiederholt kalt und unbeirrbar die Stimme der Vernunft.

Die Sekretärin bringt die Post. Ein Brief seines Vertrauensmannes aus Victoria fällt ihm zuerst in die Hand: „Deine Wahlaussichten sind günstig. Wenn ein anderer als Portez Gil Dein Gegenkandidat wäre, würde ich Dir einen sicheren Sieg prophezeien. Dieser Mann aber ist nicht nur bei den Grundbesitzern und Bürgern sehr beliebt, er hat auch viele Anhänger bei der Arbeiterschaft und entfaltet eine rege Propagandatätigkeit. Die Zeit ist kurz, in sechs Wochen ist die Wahl. Du mußt unbedingt selbst herkommen, die Wankelmütigen in Dein Lager ziehen. Und vor allem brauchen wir Geld!"

„Geld!" sagt Legueiro laut vor sich hin. Immer wieder dieses verfluchte Wort. Woher Geld nehmen? Einen Teil der Aktien abstoßen? Er greift nach der Zeitung, schlägt den Kursbericht auf. Vulkan Company 38¼. Wieder um drei Punkte gefallen seit gestern! Wenn jetzt ein größeres Paket zum Verkauf gegeben wird, stürzen sie ins Boden-

lose. Wie stehen die Aktien von der Dodson? 128½! Seit der ersten Notierung vor drei Tagen um 28½ Dollar gestiegen! Was willst du noch für Beweise, zischt die verhaßte Stimme, diese zwei nackten Zahlen grinsen dir deinen Mißerfolg ins Gesicht.

Legueiro legt die Zeitung weg und springt auf. Halt! Da wurde doch ein Gesetz vom Kongreß beschlossen, das bisher kein Präsident durchzuführen wagte, — das Gesetz über die Nationalisierung der Bodenschätze: „Land darf nur von mexikanischen Staatsbürgern gekauft oder gepachtet werden, die ihre Rechte behalten wollen, müssen die mexikanische Staatsbürgerschaft erwerben.“ Ein Gesetz, wie für ihn gemacht! Ein Gesetz, das durch seine Ausführung alle Rechte der ausländischen Ölcompanys zunichte machen und sie mexikanischer Gerichtsbarkeit und Steuerkontrolle unterstellen würde.

Mit einem Ruck wirft er alles von sich, was ihn gepeinigt und gequält hat. Ein glücklicher Zufall hat ihm den Ausweg gezeigt, durch den er sich selbst und seinem bisherigen Weg treu bleiben kann. Ein Zufall? Nein! Sein Stern, an dem er fast gezweifelt hat. Victoria muß warten, die Aktien werden doch verkauft, der Agent bekommt Geld. Er muß nach Mexiko City, muß seinen Freund, den allmächtigen Morones, gewinnen. Man muß dieses Gesetz durchführen. Und heißt es dann: Legueiro hat diesen Schlag gegen die Ausländer geführt, dann ist ihm der Gouverneursposten von Tamaulipas sicher. Und dann Gnade Gott der Dodson Company!

(Fortsetzung folgt.)

Der Großsender Sofia.

Hundert Kilowatt über dem Balkan.

Bulgarien wird in seiner ganzen Längsausdehnung von dem 600 Kilometer langen, 20 bis 60 Kilometer breiten und bis zu 2000 Metern hohen Balkangebirge durchzogen, welches die Donaulandschaft von Ost-Rumelien trennt. Diese Tatsache bestimmte in vieler Hinsicht nicht nur die Handelswege seit altersher, sondern beeinflußt auch in der Gegenwart, trotz der inzwischen geschaffenen Querverbindungen, das wirtschaftliche und kulturelle Leben des Landes. Der Wunsch, diese trennende Schranke inmitten eines Landes und eines Volkes zu überbrücken, ist so alt wie das Volk selbst, welches dort lebt. Es war der jüngsten Vergangenheit vorbehalten, diesen Wunschtraum Wirklichkeit werden zu lassen. Der Großsender Sofia, der kürzlich fertiggestellt wurde, vollendet erst die wirtschaftliche, politische und administrative Einheit des Landes.

Entsprechend dieser gewaltigen Bedeutung des neuen Großsenders für das Land, ja für den Balkan überhaupt, hat der Bulgarische Staat mit der Planung und Fertigstellung dieses Werkes jene deutsche Firma beauftragt, die auf diesem Gebiet einen unbestrittenen Weltruf genießt, und das Haus Telefunken hat in der Tat alle Wünsche erfüllt, die in so vielfältiger Weise an diesen Sender geknüpft wurden. In Verbindung mit den bestehenden Rundfunksendern kleiner Leistung in Varna und Stara-Zagora, wird nach Inbetriebnahme des großen 100-Kilowatt-Senders ganz Bulgarien mit Rundfunk gut versorgt sein. Vor allen Dingen wird erreicht, daß die erwähnte gebirgige Mitte und der ebenfalls mit Gebirgen bedeckte Westen des Landes, die als ausgesprochen rundfunkschwierige Gegenden anzusehen sind, durch einen Sender von so beträchtlicher Leistung bestrahlt werden. Der für den Sender Sofia gewählte Platz, 35 Kilometer südöstlich der Landeshauptstadt auf der Hochebene von Wakarel, in unmittelbarer Nähe dieses Ortes, liegt aber nicht nur für Bulgarien und Sofia selbst außerordentlich günstig, sondern darüber hinaus auch für die übrigen Balkanstaaten. Denn Sofia stellt ungefähr den Mittelpunkt dar in der Luftlinie Adria—Schwarzes Meer und liegt in der Mitte des so wichtigen Dreiecks Bukarest—Belgrad—Saloniki.

Die Stimme Bulgariens kann also nach der Fertigstellung des Großsenders Sofia im Rundfunkkonzert der Balkanländer nicht mehr überhört werden. Was befähigt diesen Sender nun zu seinen großen Leistungen? Ein Blick in den komplizierten technischen Aufbau des Großsenders Sofia gibt uns darauf einige Aufschlüsse. Der Telefunken-Sender Sofia besitzt eine Trägerleistung von 100 Kilowatt und arbeitet auf der Betriebswelle 352,9 Meter. Seine „Frequenzkonstanz“ — die Gleichmäßigkeit der Wellenlänge, die Schwankungen und Abweichungen in das anderen Sendern vorbehaltene Gebiet von Wellenlängen verhindert — wird erreicht durch eine geniale, kleine Erfindung: Die Quarzsteuerung. Ein Quarzplättchen bildet das Herz dieses Rundfunksenders, das die Eigenschaft hat, immer gleichmäßig zu schwingen, wenn es bei gleicher Temperatur gehalten wird, und die von der Antenne ausgehenden Schwingungen dadurch auch gleichmäßig zu steuern. Für die Endstufe wurden die bewährten 300-Kilowatt-Telefunken-Röhren eingesetzt, die in ihrer Leistung einzigartig in der Welt dastehen und sich schon in zahlreichen Großsendern vieler Länder bewährt haben. Eine Senderüberwachungs-Einrichtung ermöglicht sowohl die optische wie akustische Kontrolle aller wichtigen Stellen der Senderanlage von einem Platz aus. An einem Bedienungspult liegt die Zentralstelle aller ferngesteuerten Geräte der Starkstromanlage. Es ist so sinnreich konstruiert, daß eine versehentliche Bedienung der Schalter in falscher Reihenfolge unmöglich gemacht ist. Die Antenne des Senders besteht aus einem isoliert aufgestellten, selbstschwingenden Eisengittermast, der den Aufstellungsort um 215 Meter überragt. Der Mast selbst hat zwar nur eine Höhe von 180 Metern, seine Spitze aber läuft in einer 35 Meter langen Nadel aus, die verstellbar ist.

Der neue Sender wird auch von einem neuen Studio aus bedient werden, das in sich alle technischen Errungenschaften der Neuzeit vereint. Mit grünen und roten Signalen wird angezeigt, ob die Sendung genügend vorbereitet ist oder nicht. Selbstverständlich ist gegenseitige Rückmeldung möglich. Die Signalanlage arbeitet auf dreiteiligen Tableaus mit der Beschreibung „Ruhe“, „Sendung“, „Probe“. Eine zweite Signallampe ist für den Regisseur bestimmt und zeigt auf einem kleinen Tableau mit den Aufschriften „näher“, „richtig“, „zurück“, welche Stellung der Sprecher vor dem Mikrophon einzunehmen hat. Selbstverständlich steht eine tragbare Reportage-Einrichtung in Kofferform zur Verfügung, die mit eigener Stromversorgung an beliebigen Orten eingesetzt und über normale Fernsprechleitungen mit dem Studio verbunden werden kann. Sofia ist stolz auf seinen neuen Sender, der eine neue schöne Leistung der deutschen Funktechnik darstellt.

Im afrikanischen Urwald.

Negerartisten spielen mit lebenden Bällen.

Ein schwedischer Forscher — die Skandinavier trifft man neuerdings als Forschungsreisende in allen Weltteilen — wohnte im dunkelsten Afrika in der Nähe der Lyberischen Grenze einer seltsamen Schaustellung bei, zu der Europäer bisher keinen Zugang hatten.

Mitten im Urwald wurde den Dorfbewohnern ein Fest veranstaltet, bei dem die Eingeborenen ihre artistischen Künste zeigten. Zunächst waren es Vorführungen, die man kennt, Tänze in abschreckenden Masken und Schlangenbeschwörung. In phantastischer Aufmachung drehten sich buntbemalte Neger zu den ohrenbetäubenden Klängen von Trommeln und primitiven Blasinstrumenten. War auch die Geschmeidigkeit der Tänzer und besonders der Tänzerinnen höchst beachtenswert, so waren diese Vorführungen nur ein Vorspiel zu der Hauptnummer, zu dem Auftreten der in dieser Gegend bekannten „Kinderjongleure“. So dürfte man wohl die unglaublich geschickten Artisten nennen.

Es waren zwei kräftige junge Männer mit unerhört entwickelter Muskulatur, die auf ein Training seit frühester Kindheit schließen ließen. Langsam und majestätisch schreitend traten sie auf eine improvisierte Arena inmitten des Dorfes. Jeder trug ein kleines schlankes Mädchen über der Schulter. Sowohl die jungen Männer, wie auch die Mädchen trugen befranste, buntschillernde Lendenschurze.

Die Gesichter waren in einer phantastischen Art angemalt, während die Körper von Fett und Öl glänzten. Es war also ein in des Wortes buchstäblichster Bedeutung glänzendes Schauspiel, das hier dem Auge eines Europäers geboten wurde.

Die Vorführenden waren mit einer besonderen Art von Fett eingerieben. Das Geheimnis seiner Zubereitung wird von den Schwarzen streng gehütet. In ihrer Umgangssprache nennen sie es Gri-Gri. Ohne Gri-Gri, so behaupten die Eingeborenen, kann das schwierige Kunststück nicht ausgeführt werden, wie Gri-Gri überhaupt ein Allheilmittel zu sein scheint. Es gibt Kraft, es beschützt gegen böse Geister, gegen Krankheit und Gefahr im Krieg und bei der Jagd.

Jetzt stellten sich die beiden Männer in einer Entfernung von etwa 10 Metern voneinander auf und begannen mit den Mädchen buchstäblich Ball zu spielen. Sie warfen sich die lebenden Bälle in hohem Bogen zu. Die Mädchen lagen zusammengerollt wie Katzen. Immer schneller und schneller wurden die Würfe. Während die lebenden Spielbälle durch die Luft sausten, scheinen die Mädchen nichts davon zu merken. Waren sie hypnotisiert? Eine Viertelstunde ging das tolle Spiel vor sich, dann standen die Mädchen, auf die die Vorführung scheinbar keine besonderen Wirkungen ausübte, lehnten sich an einen Baum, verrieten aber kaum Zeichen von Müdigkeit.

Nach einer kurzen Pause begann der zweite Teil der Vorführung, der noch bedeutend aufregender ausfiel als der erste. Der eine von den jungen Männern hatte jetzt ein scharfes Schwert in der Hand. Er hielt es mit der Spitze nach oben und es sah aus, als ob er den lebenden Ball aufspießen würde. Jedesmal aber geschah ein Wunder. Das Mädchen landete glücklich auf dem linken ausgestreckten Arm des Jongleurs, der in der rechten Hand das Schwert hielt. Dieser großartige Trick wurde unzählige Mal mit größtem Erfolg wiederholt. Die Menge der Zuschauer quittierte die Vorführung mit brausendem, echt afrikanischem Beifall, während die Mädchen unbeweglich und wie erstarrt durch die Luft flogen.

Unser Gewährsmann erzählt noch einen weiteren Trick, für den wir ihm jedoch die Verantwortung überlassen müssen. War das Ballspiel mit dem Schwert in der Hand nur eine besondere Fertigkeit, so soll es doch in Lyberien Jongleure geben, die ihre lebenden Bälle tatsächlich aufspießen, ohne daß ihnen irgend ein Schaden geschieht. Für die Durchführung dieser Zauberei, die von den Schwarzen als äußerst „gefährlich" bezeichnet wird, verlangte man von dem Schweden ein hohes Honorar, begnügte sich aber mit einer billigen Taschenuhr, die in dieser wildfremden Gegend als unermeßlicher Schatz gilt.

Nach Einbruch der Dunkelheit trugen zwei kräftige muskulöse Männer zwei gazellenschlanke Mädchen auf den Schultern heraus. Die Gesichter der Opfer waren ausdrucks- und leblos. Die Körper eingeschmiert mit Öl. Beim Schein der Fackeln spielte sich nun, wie der Schwede behauptet, folgende Szene ab: Dumpfe Töne von Elfenbeintrompeten gaben den Auftakt zum Beginn der Vorstellung. Die Mädchen wurden noch einmal mit Gri-Grt eingerieben, auch die Männer bestrichen ihre Hände mit dem Zaubermittel. Die Zuschauer verhielten sich ruhig, obwohl hier und da ein Murmeln laut wurde. Die Mädchen machten den Eindruck von Betäubten. Dann konnte das unheimliche Spiel beginnen. Wie aus Bronze gegossen standen die Mädchen. Ein rascher Griff und ein Mädchen flog durch die Luft, um einen Augenblick später wie ein Schmetterling auf dem Schwert aufgespießt zu sein. In der Menge hörte man laute Aufschreie. Die beiden Männer trugen jedoch die Mädchen auf dem Schwert im Laufschritt herum und verschwanden in einem Zelt. Einige Minuten später erschienen die vier Personen vor den Zuschauern. Die Mädchen waren wohlbehalten, ihr Körper zeigte keine einzige Schramme. Sie lächelten und nahmen die Huldigungen der begeisterten Menge entgegen.

War es Massenhypnose oder war es Artistentrick, wie ihn nur schwarze Künstler ausführen können? Die Antwort auf diese Frage wird wohl schwer zu finden sein.



Bunte Chronik



Kanalreise eines Kinderballons.

Vor zwei Wochen ließ ein Kind in Bussum in Holland einen Kinderballon in die Luft. Es war bei Gelegenheit der „Middenstandsbeurs". Nun kam aus einer Schule von Yorkshire in England der Brief eines 12jährigen Mädchens an, das den Ballon dort gefunden hatte. Zuerst wußte man in Yorkshire überhaupt nicht, wo Bussum lag, und das Kind wandte sich an den Lehrer seiner Schule, der auch erst im Atlas nachsehen mußte. Auf dem Ballon stand die Aufschrift „Middenstandsbeurs" Concordia Bussum. Durch viele Rückfragen erfuhr der Lehrer in Yorkshire, daß „Concordia" ein Ausstellungsgebäude in Bussum ist und durch seine Vermittlung kam der Brief endlich an seine Bestimmung. Der Kinderballon hat somit die Reise über den Kanal von Holland nach England zurückgelegt, was immerhin ein Unikum für diese leichten Ballons bedeutet.

Bären in Paris.

Es gibt keine Bären mehr in Frankreich und wenn es früher wohl vorkam, daß das Erscheinen dieser von Mensch und Vieh gefürchteten Raubtiere in der Nähe menschlicher Behausungen den herannahenden Winter anzeigte, so würde man heute vergeblich auf den Bären als Wetterpropheten warten müssen. Und doch kündigt sein dickes, plumpes Haupt mitten in Paris auch jetzt noch alljährlich den herannahenden Winter an, freilich nur als ein Signal für die Pariser Feinschmecker, daß sie sich nun auf gewisse dem Winter vorbehaltene Genüsse im Speisezettel einrichten dürfen. Seit langem ist es üblich, daß die Pariser Restaurants beim Beginn des Winters Bärenhäupter, ausgestopfte oder auch nur gemalte, in ihren Fenstern zeigen. Eben jetzt hat man die ersten Bären dieser Art wieder gesichtet. Und dann steht drin auf der Speisekarte nicht nur „Geröstetes Wildschwein mit Maronen-Puree", sondern auch „Bärenbraten mit Kastanienbrei". Und wer sich eines dieser Gerichte vorsetzen läßt, der wird dazu, wenn er der Zunft der Feinschmecker angehört, bestimmt nichts anderes trinken als Burgunder. So sagen jedenfalls die Pariser Gastwirte, und die müssen es ja wissen . . . .



Lustige Ecke



Die Enttäuschung.



Patient (aus der Ohnmacht erwachend): „Wo bin ich? — — im Himmel!?"

Seine Frau: „Nein, Liebling, du bist noch immer bei mir!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.